

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 11 (1943-1944)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Wozu Bachofen?  
**Autor:** Kerényi, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759460>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wozu Bachofen?

Von Karl Kerényi

## I.

**B**eim Erscheinen des ersten Bandes der Gesamtausgabe von Bachofens Werken\*), hundert Jahre nach seiner Antrittsrede als Professor für römisches Recht an der Universität Basel wird man wieder fragen... „Ob es eine gute und lebensfreundliche, eine pädagogische Tat ist...?” Man erinnert sich dieser Frage der „Pariser Rechenschaft” von 1926, als eine grosse und bald nachher eine zweite, vielleicht noch grössere Auswahl aus Bachofens Schriften herausgegeben wurde, um ihn, den in einem kleineren Kreise Entdeckten, allgemeinbekannt zu machen. „Nachtschwärmeri”, „Joseph-Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod”, „ein revolutionärer Obskurantismus”: so musste, „derb charakterisiert”, auf Grund jener Anthologien und ihrer Einleitungen Bachofens geistiges Erbe erscheinen, in schroffem Gegensatz zum „heroisch bewunderungswürdigsten Ereignis und Schauspiel der deutschen Geistesgeschichte”, zur „Selbstüberwindung der Romantik in Nietzsche und durch ihn”.

Nicht alle sehen freilich einen so bedeutenden Unterschied zwischen dem von der antiken Gräberwelt ergriffenen Rechtsgelehrten und dem dionysischen Philologen. Am wenigsten die Altertumsforscher vom Fach, die Beiden etwas Gemeinsames nachtragen: Nicht so sehr die Verachtung, die Nietzsche und Bachofen gleicherweise mit dem Gefühl der Eingeweihten ihnen gegenüber bezeigten, als vielmehr den geheimnisvollen Grund dieses Gefühls, etwas in beiden tief innen Liegendes, das man als wirkliches Eingeweihsein nicht anerkennen mochte und das um so herausfordernder wirkte. Auf einen Mommsen, der einen eigenen Grund zu seiner charakteristischen Haltung des kritisch-historischen Gelehrten in sich selbst hatte, wirkte es zwar weniger als auf kleinere Nach-

---

\*) Gesammelte Werke. Mit Benützung des Nachlasses unter Mitwirkung von Max Burckhardt, Matthias Gelzer, Olof Gigon, Emmanuel Kienzle, Gustav Meyer, Karl Schefold, August Simonius, Peter von der Mühll, herausgegeben von Karl Meuli. Benno Schwabe & Co., Verlag Basel 1943. Erster Band.

folger, die nur jene Haltung bewahrten. Auf den Unterschied der Geistesarten Bachofens und Nietzsches legten auch diejenigen weniger Wert, die in beiden eben das Höhere und Geistigere erblickten, dem die Zukunft über das bloss Fachmännische hinaus gehört. Und diese haben auch insofern Recht behalten, als die ersten Gesamtausgaben Bachofens und Nietzsches der textkritischen Sorge von historisch-philologischen Fachmännern verdankt wird.

Aber wozu Bachofen? Ob die gelehrten Herausgeber auf diese Frage überhaupt gefasst sind? Oder gehört jene merkwürdige Art der Philologen aus der kritisch-historischen Schule „als Editor zu bekennen, dass man den Autor, den man edierte, wenig schätzt“<sup>1)</sup> schon so sehr zu den Selbstverständlichkeiten dieser Wissenschaft, dass man von einem ausdrücklichen Bekenntnis auch absehen kann und jene Frage auch negativ beantworten könnte? Auf die Frage jedoch: „Wozu die neue Bachofen-Ausgabe?“ — steht auch im Kreise jener Philologie, wo dieser Autor in der Tat nie geschätzt wurde, eine Antwort bereit, der wir beipflichten müssen. Ob man Bachofen schätzt oder nicht, erst auf Grund einer philologischen Gesamtausgabe wird es überhaupt möglich, ihn auch nur als historische Erscheinung zu schauen. Ja darüber hinaus: als Mensch zum Menschen spricht er zu uns durch sein Werk, und dieses ist nur mit den bis jetzt unveröffentlichten oder vergessenen Frühschriften und allen Reiseaufzeichnungen vollständig. In letzter Instanz wird das „Wozu“ der philologischen Bemühung um Bachofen eben dadurch entschieden: durch den Wert eines ganzen Lebenswerkes, das zwar nie die Höhe künstlerischer Gestaltung erreicht, dafür vielleicht etwas anderes. Denn es gibt eine Tiefe der Einsicht und des Erlebens, die über kritisch-historische Feststellungen hinausgeht — ohne sie, falls sie wirklich begründet sind, umzustossen.

## II.

Sogar auf einen der strengsten Vertreter der kritisch-historischen Philologie, wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff,

<sup>1)</sup> Beobachtung von K. Reinhardt in seinem Vortrag: Die klassische Philologie und das Klassische, Geistige Ueberlieferung 1942, S. 44.

machte die in 1927 veröffentlichte Griechische Reise Bachofens Eindruck, obwohl gerade die als geschichtlich vorgebrachten Erkenntnisse dieser Aufzeichnungen nicht die wertvollsten sind. Bachofen trat uns in seiner Eigenart hier zuerst ganz unmittelbar in „menschlichen Dokumenten“ entgegen, und zwar auch in solchen, welche nicht zur Veröffentlichung ausgearbeitet waren, sondern den Charakter eines intimen Tagebuchs behielten. Im Falle eines Künstlers, der das menschlich Wichtigste in seiner Gestaltung zum Ausdruck zu bringen vermag, könnten wir vom Gebrauch einer solchen Quelle absehen. Bei einem Gelehrten gewöhnlich ebenso. Anders ist es bei Bachofen. Ein Vergleich gerade mit Mommsen wird die besondere Art des Basler Juristen sogleich fassbar machen.

Wir wissen zufällig aus Mommsens Erlebnissen, wie er bei seiner ersten Ankunft in Rom als junger Mann „noch nächtlicherweise auf das Forum eilte, um vor den erhabenen Trümmern des Altertums seine Andacht zu verrichten.“ So lauten die Worte seines Biographen, doch muss das Wesentliche des Folgenden auf persönlichen Aufzeichnungen Mommsens beruhen: „Und in seiner Wohnung auf dem Kapitol umwehte ihn das Weben seiner historischen Phantasie. Er hörte den Wind um seinen Hügel pfeifen, wie er wohl um Romulus gepfiffen hatte, und dann vertrieb er sich den Traum mit einem kritischen: Via! an den glauben wir ja nicht mehr.“ Als stünde hier hinter dem dermassen fertigen kritischen Gelehrten überhaupt kein Mensch da! Wenigstens keiner, der uns ausser Forschungs- und Systematisierungsergebnissen etwas Wertvolles sagen könnte. Ein Jurist und Historiker, dessen Genialität darin besteht, dass er einen Dämon des Forschens und Ordens in sich hat, der ihm unerschöpfliche Kräfte zum Beherrschenden und Wirken, nicht aber zur Hingabe und Empfängnis verleiht. Ein solcher Dämon vermag dem von ihm Besessenen eine Haltung zu geben, auch wenn der Mensch und das Menschliche dabei völlig verschwindet. Von Mommsen könnte nicht gesagt werden, was Bachofen über den Herzog von Luynes, einen grossen Kenner klassischen Altertümern,

ausgesprochen hat: „Nicht der Mann hat seine Wissenschaft, sie hat vielmehr ihn auserkoren“. Denn hier wählte weder die Wissenschaft, noch der Mann, sondern — man verzeihe mir den wiederholten Gebrauch des mythologischen Ausdrucks — ein Dämon suchte und fand den für seine Herrsch- und Betätigungssucht geeigneten Stoff. Die Plagen, welche Mommssen während seiner Sammelreisen in Italien auszustehen hatte und seine Klagen darüber bleiben bedeutungslos neben dem gesammelten Stoff, den Inschriften, während Bachofens Leiden und Erleiden uns erst das Gefühl des Eingeweihtseins als Grund seiner Haltung verständlich machen.

Begleiten wir ihn vorerst auf seine Hellasfahrt. „Am 11. März von Hause weg, morgens 1/28 Uhr. Trüb war der Himmel. Mein Herz war es auch“ — so beginnt 1851 das Reisetagebuch des 36jährigen. Ein Romantiker, wird man sagen, der immer noch, wie seine älteren Zeitgenossen, etwa der ungarische Graf Stephan Széchenyi, mit gebrochenem Herzen eine Pilgerfahrt nach Griechenland antritt. Doch hat dieser Romantiker anderes hinter sich als die schwärmerischen Dilettanti von der Art eines Byron und Széchenyi. Erstens die bereits in 1844 mit 29 Jahren niedergelegte Professur, so dann zwei italienische Reisen des reifen Gelehrten mit Studien in Rom, deren Ernst und Eindringlichkeit denen Mommssens mindestens gleichkommt. Mit denselben negativen Anschauungen, wie jener mit Früchten der Niebuhrschen Kritik, hatte er den Boden Italiens betreten. Freilich auch mit dem Wunsch nach Zusammenschau der ganzen Antike im Sinne der Böckhschen Philologie. „Als Republikaner kam ich nach Rom, berichtet Bachofen selbst darüber, der von sieben Königen nichts wissen wollte, ein Ungläubiger, der keiner Tradition ein Recht einräumte, als Abenteurer, der gern sein Schiff der hohen See anvertraute, statt furchtsam dem Ufer entlang zu steuern und das feste Land nie aus den Augen zu verlieren. Das alles ist in Italien geblieben. Ich hätte es gern einem der alten Landesgötter zum Abschiedsopfer dargebracht“. Als Glaubender an Romulus und an die Gestalten des sagenhaftesten Altertums kehrte er zurück. Als Glaubender an die Helden Homers wandert er jetzt nach Griechenland.

Und was hat er vor sich? „Wohl vielerlei, aber Eines nicht, woran ich doch alles Andere geben würde!” — so spricht das Tagebuch von jenem geheimnisvollen Kummer, welcher Bachofen auf seiner griechischen Reise begleitet. Goethe- und Bibelworte umschreiben die Situation, in welcher er sich befindet: „Des Menschen Seele gleichet dem Wasser; vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, ewig wechselnd. Des Menschen Schicksal gleichet dem Sturme, hinbraust er, herbraust er, unwiderstehlich. Wie könnte ich stehen, wüsste ich nicht, dass alle Kreatur harret des Herrn!” Es ist die Rede von einer unerfüllten Hoffnung, ja von einem rätselhaften, unerfüllten Schicksal. „Ich habe immer gehofft und hoffe immer vom neuen. Und über dem Hoffen bin ich Mann geworden, und nun leide ich mit stolzem Bewusstsein der Kraft. Aber unbeglückt ist noch nicht unglücklich.” Es gibt mitunter auch „Trost bei so vielem Elend”. „So viel Glück hat noch keine meiner Reisen begleitet, wie diese... Und doch gäbe ich alles hin um Eines”. Und noch vor dem Ueberschreiten des Gotthards: „Als mir so Schnee und Eis im offenen Schlitten das Gesicht zerschnitt, dachte ich, wie einst auf den Ruinen von Selinunt unter den heissen Sonnenstrahlen, an mein merkwürdiges inneres Schicksal, das ausser Gott niemand kennt. Meine äussere Lage entsprach so sehr meiner innern. Dabei begegnete mir zuweilen, über mich selbst nachzudenken, wie über eine dritte Person: „und in dem Enkel erkennen sie nicht mehr die einstgeliebten Züge des Ahnherrn”. „O wie gäbe ich Alles um Eines”. Das waren die Dinge, die mir durch den Kopf gingen, als ich so dahinfuhr. Warum spricht der, der alles geschaffen und erhält, nicht das Eine Wort? Aber wohin gerate ich?”

Was quält diesen glaubensfesten und pflichtgetreuen hohen Kriminalrichter und reichen Bürger aus Basel? Er hatte ja sonst „recht lebendig das Gefühl, dass ihn Unwürdigen des Himmels besondere Gunst geleite“. Was bedeutet hier seine Frage: „Kann den, der sich zu einem Amte berufen fühlt, etwas ihn tiefer Berührendes treffen, als wenn ihm unmöglich wird, dies Eine auszuüben? Aber gerade das wird genommen, und damit verliert für ihn das Leben seinen äusseren Wert. Aber das muss genommen werden, damit nichts bleibe,

was von dem einen Grossen abziehen könnte, das allein Wert hat. Auch unsere besten Eigenschaften können ein Hindernis werden, das der Vollkommenheit hinderlich wird. Wenn uns so die äussere Tätigkeit, die Einwirkung auf die Welt in unserem Sinne unmöglich wird, so müssen wir annehmen, dass uns als Lebensaufgabe angewiesen worden, uns selbst zu grösserer Vollendung zu bringen und das sagt Tertullian so schön: *Nemo alii nascitur, sibi moriturus*". Fühlt er sich seines eigentlichen Amtes beraubt, weil er in Basel nicht Professor der klassischen Philologie oder Archäologe sein kann, wie später auch Nietzsche nicht Lehrer der Philosophie wurde, obwohl er heimlich darum warb? Es ist nebensächlich, ob Bachtold eine ähnliche Absicht in der Tat hegte. Er empfindet sein „merkwürdiges, inneres Schicksal“, ungeachtet seiner festen öffentlichen Laufbahn als Richter, noch ungestaltet; seinen eigenen Weg zur Vollkommenheit sieht er anscheinend noch nicht in der schriftlichen Auslegung des Altertums, die er auch später, als er zu ihr greift, eher als Bekenntnis und Verkündigung denn als blosse wissenschaftliche Betätigung auffasst. Vor dem Erscheinen der „Gräbersymbolik“, welche die Reihe der eigentlichen „Bachofenschen“ Werke (Mutterrecht, Das lyrische Volk usf.) eröffnet, schreibt er 1858, nachdem er wieder das oben erwähnte Wort des Tertullian anführt: „Die vollendetste Schrift hat nicht darin ihren Hauptwert, dass sie die menschlichen Kenntnisse bereichert und anderen eine Fülle von Belehrung darbietet. Ihre Bedeutung liegt in ihrer Existenz, in dem Zeugnis, das sie von dem Streben und der Macht des menschlichen Geistes ablegt, in dem Glauben an das unsichtbare Reich der Idee, aus dem sie hervorgegangen ist und den sie befestigt.“

Wenn auch noch nicht in dieser Art schriftstellerischer Tätigkeit, fühlt er doch das Schicksal der Berufung zur richtigen Auslegung des Altertums auf sich lasten. Unter der Last des Auserkorenen, des ins Hauptgeheimnis Eingeweihten, in der Erfüllung seiner Berufung aber noch Ungewissen gibt sich Bachtold dem immer noch leibhaften Griechenland hin: der griechischen Natur und dem Leben, welches sie erträgt und bewahrt. Die leblose Natur hat für ihn „eine Sprache so vernehmlich und klar wie die der Geschichte“ und das Reisen

im unzivilisierten, südlichen Balkanland erlangt fast dieselbe Bedeutung, wie ein archaischer Torso Apollons für Rilke — „Du musst dein Leben ändern“ — : „Eine Reise in Griechenland greift so gründlich in alle Lebensverhältnisse ein, dass man, um mit seiner Vergangenheit zu brechen, gewiss kein besseres Mittel finden kann. Alte Gewöhnungen werden ganz vergessen. Neue Liebhabereien nehmen ihre Stelle ein. Die Reize des Wanderlebens in verlassenen öden Gegenden überwiegen alles andere. Man verwünscht die Städte mit ihrer Ruhe und findet Befriedigung nur zu Pferde, wenn ihr rascher Gang schnell neuer Umgebung und neuen Himmelsstrichen entgegenträgt...“

Man braucht kein Romantiker zu sein, um diese Erfahrung zu machen — man machte sie in Griechenland noch in der Zeit der Autostrassen —, wie es überhaupt eine wenig sagende Verallgemeinerung ist, von Romantik zu reden, wo es sich um ganz bestimmte Erlebnisse Bachofens handelt. So wurde ihm das Betrachten von Bildwerken im Dogenpalast zu Venedig zur wirklichen Begegnung mit der Antike selbst: „Aber besonders die beiden Faune, der männliche und der weibliche. Quid sit faunus, scit nemo. Aber sie sind hier, wie aufgehende Schmetterlinge, die erste Jugendnatur in all ihrer sinnlichen Kraft, in ihrem unschuldigen und doch schon etwas lüsternen Leichtsinn, in ihrer Unbefangenheit, in der schönsten Potenzierung eines jungen, zur ganzen Lust des Daseins erwachenden Lebens; kurz der Idealisierung des Uebergangs aus der unbewussten Kindheit zur bewussten Jugendzeit, aus der Periode des Wurms zu jener des Schmetterlings. Die hervorbrechenden Hörner, der lachende Mund, das Grübchen in der wohlgenährten Wange, der üppige Haarwuchs, in die Höhe strebend und dann nach der Seite fallend, die in eine Spitze endenden Ohren, die vollen kaum geteilten Zähne, der etwas geöffnete Mund, der leicht wie zur Neckerei nach der Seite geneigte Kopf; doch diesmal ohne die Hängewarzen am Halse; eine eigentümliche, aber sinnige und so das Altertum bezeichnende Idee, gewissermassen das Altertum selbst“.

Und die Erfahrungen eines Uebernachtens im bäuerlichen Megara bestätigen Bachofen in seinem Wissen um das Hauptgeheimnis des antiken Daseins: „Wie viel freier ist nicht das

Geschlecht, unter dem ich heute ruhe, als das unsrige? Wie es mit der Sonne sein Tagewerk beschliesst, so erhebt es sich morgen wieder mit ihr, und all sein Leben und Treiben wird durch die vollkommenste Harmonie mit den Geboten der Natur geleitet. Es herrscht zwischen beiden jener Widerstreit, der unser Leben zu einem nie endigenden Kampfe macht. Und das kann dazu dienen, einen Grundzug der antiken Anschauungsweise unserm Verständnis näher zu legen, als es in der düstern Studierstube des Nordens beim unruhigen Schein des stinkenden Talglichts je geschehen könnte. Denn indem der antike Mensch mit der Natur, mit ihren Kräften und ihren Erscheinungen Hand in Hand ging, und, den Uranfängen des Menschengeschlechts noch so viel näher, sich des gemeinsamen Ursprungs aller Dinge noch so viel lebendiger bewusst war: da musste alles sich ihm zu belebten Wesen gestalten, und der Mensch zu den Kräften des Alls in Beziehungen der Freundschaft und Ehrfurcht treten. Es gestaltete sich jene heitere Welt, in welcher der Himmel zur Erde und darum auch die Erde zum Himmel ward..." Im Bilde des Faun — als Idee des antiken Daseins von den mit Hingabe erlebten Resten des Altertums unmittelbar empfangen und als Gehalt des eigenen Schicksals erlitten — so steht dieser Hellaspilger in den ursprünglichsten Zeilen seines Tagebuchs vor uns.

Mommsens Haltung, sein Vertrauen auf die ausserordentlichen Fähigkeiten, die seinen Dämon ausmachten, fand die Bestätigung in lauter Greifbarkeiten, in seelenlosem Stoff, in wertvollem, schön gesäubertem, skeletthaftem Material. Bachofens Gaben waren nicht weniger ausserordentlich: eine Empfänglichkeit, die nichts lediglich Negatives, sondern eine positive Fähigkeit war, ein Sinn für das Göttliche. Bachofen scheut sich nicht nach seiner griechischen Reise, als er seines „merkwürdigen inneren Schicksals“, jenes „Einen Wortes“ der Bestimmung und Berufung wohl schon sicher war, in seiner autobiographischen Skizze an Savigny klar darüber zu reden, wofür und was für einen Sinn man braucht, um Antikes zu verstehen: „Wie vermag der aufgelöste, zerfahrene Sinn des heutigen Geschlechts ein in seinen Gedanken so festes, konzentriertes, in seiner Religion so tief begründetes Volk, wie

das römische war, richtig zu erfassen? Wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, dass Gleiches nur vom Gleichen begriffen werde, so kann auch das Göttliche nur ein göttlicher Sinn erfassen, niemals der rationalistische Dünkel, der sich über die Dinge stellt". Lag es uns nahe, bei Mommsen von einem „Dämon“ zu sprechen, wie auch die Alten den Aristoteles „daimonios“, den Platon aber „theios“, göttlich, nannten, so erhebt hier Bachofen, gerade der menschlichere, ja vielleicht der menschlichste Ausleger der Antike bis heute, Anspruch auf einen „göttlichen Sinn“. Das Göttliche im Menschlichen, „der göttliche, ewige Gehalt der menschlichen Gedanken“ überhaupt, als Ziel der ihm schicksalhaft vorgezeichneten Lebensbahn, gibt ihm, seinem eigenen Gefühl nach, Berechtigung zu seiner Haltung gegen die Mommsensche kritische Historie. Wir sahen, wie er seine Berufung zum Erleben und Verkünden jenes Göttlichen erlitt und wie er sie in Griechenland bestätigt fand. Was für eine Bestätigung ist nun die seine? Auf diese Frage soll in einem zweiten Aufsatz geantwortet werden.